

## Napoleon in Polen.

### Ein Traum voll Ruhm und Tränen.

**A**m 26. September 1815 unterzeichneten in Paris die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen eine feierliche Urkunde, in der sie „im Namen der allerheiligsten und unteilbaren Dreifaltigkeit“ erklärten, ihre innerste Überzeugung dränge sie zu dem „unerschütterlichen Entschlusse“, fortan nur nach den Grundsätzen des Christentums zu regieren, durch die Bande einer „wahren und unauflöslchen Bruderliebe“ vereint zu bleiben und dadurch zu bekennen, daß über die Christenheit „in Wirklichkeit kein anderer Herrscher gebietet als der, dem allein die Macht gebührt, weil in ihm allein sich alle Schätze der Liebe, des Wissens und der unendlichen Weisheit finden: Gott, unser göttlicher Erlöser Jesus Christus“. Jede Macht, die diese Grundsätze anerkenne, werde mit Freuden in die „Heilige Allianz“ aufgenommen. Metternich sagt in seinen „Nachgelassenen Papieren“ (I 216), selbst nach den Absichten Alexanders I., aus dessen pietistischer Stimmung „unter dem Einfluß der Frau von Krüdener und des Herrn von Vergasse“ der undurchführbare Plan entstanden sei, habe dieses „lauttönende Nichts“ nur den Zweck „einer moralischen Manifestation“ gehabt. Weder die Greuel der großen Revolution, noch die Drangsale der Napoleonischen Knechtschaft, noch die freudigen Regungen des Dankes für die soeben mühsam wiederer kämpfte Freiheit vermochten die Staatsmänner zu bewegen, nun mit dem Christentum im öffentlichen Leben Europas ernst zu machen.

Zwei Tage nach der Unterzeichnung des phantastischen und wegen seiner verschwommenen Fassung politisch unverbindlichen und unbrauchbaren Schriftstückes verließ der russische Kaiser Paris, um endlich den Polen einen Teil der Hoffnungen zu erfüllen, die Napoleon ihnen nicht mehr erfüllen konnte. Denn der fuhr in diesem Augenblicke weit von Frankreichs Küste seinem Felsenkerker entgegen und betrachtete stumm den Ozean, den er so oft vergebens zu bezwingen versucht hatte, und die Sterne, unter denen er den seinigen nicht mehr fand.

Keinem der Bundesgenossen Napoleons war sein Fall eine so schmerzliche Enttäuschung gewesen wie den Polen. Die andern hatten durch ihn

ihre Freiheit verloren; Polen erwartete von ihm die Auferstehung zur alten Größe. Sobald er nach der Schlacht bei Jena in Warschau erschien, begannen sich die polnischen Regimenter zu bilden, die unter seinen Fahnen bei Danzig und Friedland kämpften. Dann zogen auf sein Wort 10 000 Mann der besten Truppen nach Spanien, und ein Regiment ausgesuchter Leute trat als leichte Reiterei in seine Garde. Und nun wehten polnische Farben und klangen polnische Lieder auf allen Schlachtfeldern der folgenden Jahre, durch Hütten und Paläste brauste der Strom der Begeisterung für den gewaltigen Kaiser.

Kurz vor dem gegenwärtigen Weltkriege hat ein Führer der jung-polnischen Dichtung den Ruhmesrausch und die ungefüllte Sehnsucht jener Tage aus ihrer hundertjährigen Vergangenheit heraufzuführen versucht. „Ich weiß nicht“, sagt Kasimir Przerwa-Tetmajer in seiner Einleitung zu den drei Bänden, die er *Koniec epopei* (der Ausklang eines Heldenliedes) nennt, „ich weiß nicht, wie heute die Napoleonlegende anderswo klingt, aber ich weiß, wie sie in Polen klingt. Im Staub der Schlachten und im Feuer der Kanonen erhebt sich, schwankt und fällt neben dem schwarzen Zweispitz der Ulanenstafo.“

Tetmajer steht im Anfang der Fünfziger und hat sich in allen Formen der Dichtung bewegt, hat alle blendenden Schönheiten seiner Sprache, allen Hohn seines unruhigen Geistes und alle Leidenschaft seines schwachen Herzens in seine zahlreichen Bücher geschleudert. Der Krakauer Universitätsprofessor Thadäus Grabowski urteilt mit Recht, daß Tetmajers Dichtung „trotz all ihres künstlerischen Zaubers weder gesund noch sittlich“ ist. „Sie gewinnt“, sagt Grabowski, „durch ihre Vorzüge, sie wirkt berauschend, aber dem Gehalte nach ist sie das Ergebnis eines gelähmten Willens, einer ausschweifenden Sinnensliebe und Üppigkeit und, was damit zusammenhängt, eines Schwindens von geistiger Kraft und echtem Gefühl“ (*Poezya polska po roku 1863*, Krakau 1903, 251).

Auch *Koniec epopei* zeigt noch bedauerliche Spuren rücksichtsloser Sinnlichkeit. Zwar muß zugestanden werden, daß hier der Stoff ein völliges Umgehen dieser Dinge nicht gestattete, aber ihre Darstellung fordert gerade in einem Buche, dessen Gegenstand so verschiedenartige Leser anzieht, mehr Zurückhaltung und viel mehr Ernst.

Am Schlusse des dritten Bandes verwahrt sich der Verfasser dagegen, daß man sein Werk einen Roman nenne; es sei höchstens eine Erzählung. „Um nichts“, sagt er, „war es mir weniger zu tun als um ‚eine Fabel,

die den Leser fesseln könnte, um „farbenreiche Szenen, Wirkungen und Verwicklungen“. Das sind Dinge, die mir vollständig fern liegen. Für mich handelte es sich einzig um die strenge Wahrheit, wie sie sich mir darstellte.“ Die lyrische Einleitung zum ersten Band hatte eigentlich keine so grimmige Genauigkeit erwarten lassen. Da hatte Tetmajer gemeint, daß wir Napoleon trotz alles Glendes, das er über Europa gebracht hat, aus unserer Geschichte nicht missen möchten: so arm würde unsere Seele, wenn seine Gestalt und ihre Legende nicht wären. Im Verlaufe des Werkes bleibt die Aufmerksamkeit des Erzählers allerdings weit mehr auf die geistige Überlegenheit Napoleons eingestellt als auf die Mängel seines Charakters. Immerhin treten auch die dunklen Seiten im Bilde des Kaisers, Poniatowski und der gesamten Zeit so deutlich hervor, daß die Darstellung in ihren großen Zügen als geschichtlich treu gelten kann. Namentlich wäre die Hauptabsicht des Verfassers: die napoleonische Bewegung in Polen zu schildern, auf dem Wege wissenschaftlicher Geschichtsschreibung nicht so lebendig zu verwirklichen gewesen wie durch die künstlerisch geschaute, vom russischen Feldzug bis zur Schlacht bei Leipzig reichende Bilderreihe, die mit glühenden Farben malt, was jene Polen glühend empfunden haben.

Polen ist ja das Stammland aller Ulanen, und es konnte nicht anders sein, als daß sich im polnischen Ulanen als dem Inbegriff lachenden Heldenumutes und geschmeidiger Ritterlichkeit die ganze Begeisterung des polnischen Volkes für Napoleon verkörperte. Eines Tages stand der Kaiser, der soeben den Njemen überschritten hatte, vor der Wilia. Von den Kosaken war die Brücke zerstört worden. Napoleon brauste auf. Aber er erinnerte sich, wie ihm vier Jahre früher bei Somosierra polnische Ulanen die Straße nach Madrid erstürmt hatten. Standen nicht auch jetzt wieder diese tollkühnen Lanzenreiter neben ihm?

„Ins Wasser! Eine Furt suchen!“

Mit einem Sprunge sauste auf seinem Araber Gustachius Sanguszko, der Adjutant, in den wildgeschwollenen Fluß; das Wasser spritzte hoch auf, und ihrem Führer folgte die Ulanenschwadron. Die wachsende Strömung begann die Pferde mitzureißen, die schwimmenden Trümmer der Brücke hemmten ihre Bewegungen. Entsetzen ergriff das Heer am Ufer.

Der Kaiser sprang vom Pferde, schritt mit seinen Stiefeln ins Wasser und schrie: „Aufwärts! Gegen den Strom!“ und befahl, Schanzsoldaten zu Hilfe zu schicken.

Die Strömung verschlang den Unterleutnant Trzcinski samt seinem Pferde; im Sinken streckte Trzcinski seine Arme empor, rief Vive l'empereur! — und der Fluß riß ihn weg.

Vive l'empereur! rief ein Mann, dem die trübe Flut ins Gesicht schlug, und sank in die Tiefe.

„Hoch lebe der Kaiser!“ klang es dumpf hier und da über dem brausenden Flusse. Die Schwadron begann zu sinken. Bevor sie sich durchgearbeitet hatte, war ein Duzend ertrunken.

In stummem Grausen sah das Heer am Ufer zu. So suchten polnische Mannen eine Furt für Napoleon.

Solche Züge unbedingter Hingabe wiederholen sich in den Schlachten-schilderungen des Buches immer wieder. Bei dem „Warschauer Kinde“ Antek Jamrozikowski ist dieser Mut mit einer halb gutmütigen, halb liederlichen Durchtriebenheit verbunden. Der Schlingel kann nicht aufhören, zu kämpfen, zu plündern und schlimme Wiße zu reißen, bis ihn bei Leipzig unter den letzten seiner Schwadron die tödliche Kugel trifft. Der riesenstarke Wartalowicz ist von seinem Dorfe her tagelang gewandert und hat mit Tränen in den Augen gesehen, wie alles zu den Fahnen des Kaisers eilte. Er selber findet erst vor dem Marienbild der Ostrabrama den Mut, sich zu melden, denn er ist stumm. Wegen seiner ungewöhnlichen Kraft wird er angenommen, und nun läßt er sich mit rührender Selbstverständlichkeit überall den schwersten Dienst aufbürden, obwohl ihm niemals Aussicht auf Beförderung winkt. „Das alles macht der Kaiser“, sagt der Leutnant Kolski seinem Kameraden, „das alles macht Napoleon! Eine wahnsinnige Begeisterung!“

Wenn dieser schlankte Kolski auf seiner türkischen Stute vor der Schwadron reitet, hält er den Degen mit einer Anmut, als wäre es ein Blumenstrauß, den er einer jungen Gräfin zu reichen hätte. Auf einem Ball bei Lubomirski hat er einmal so hinreißend getanzt, daß der ganze Saal Bravo klatschte und der Fürst selber jubelnd rief: „Noch ist Polen nicht verloren!“ Und da glaubten ihm die Russen imponieren zu können, die ihn bei einem Patrouillenritt überfallen hatten! Die Offiziere hatten ihn schon halb betrunken gemacht, denn der General versprach sich von dieser Freundlichkeit militärische Vorteile. Nun traten die besten Tänzer auf und ernteten donnernden Beifall. Das wurde dem Gefangenen zuviel.

Seine Füße fingen an zu hüpfen, zuletzt hielt er es nicht mehr aus; als der Rosatenoffizier abtrat, ging Kolski zum Musiker und sagte:

„Ich bitte Sie, spielen Sie den Rosatentanz mir einmal.“

„Ihnen?“ antwortete der Offizier erstaunt.

„Ja, mir.“

„Spielen Sie dem Herrn Leutnant Kolski“, rief der General, „spielen Sie!“ Die Musik ertönte. Kolski begann.

„Kerl, du vertrittst die Ehre des polnischen Adels, laß dich nicht unterliegen!“ flog es ihm durch seinen trunkenen Kopf.

Hopp! Hopp!

Was er zustande brachte, wußte er selber nicht. Der heiße Punsch in seinem nüchternen Magen raubte ihm völlig die Besinnung. Er wußte, daß er tanzte, aber es kam ihm vor, als ob er flöge. Er sprang über den Offizier, der die Mandoline spielte, auf den Tisch mit dem Teekessel und vom Tisch wieder über den Kopf des Offiziers auf den Boden. Er fühlte, daß er rasste.

„Kerl, die Ehre des polnischen Adels steht auf dem Spiele!“ Das war sein einziger Gedanke.

Zulezt kollerte er hin, aber im selben Augenblick brach ein dröhnendes Hurra los, und Kolski schwebte auf den Armen der Offiziere in der Luft.

„Nach Petersburg mit ihm! Der muß bei Hofe tanzen!“ riefen sie.

„So einen gibt es in ganz Rußland nicht!“

„Der hat uns alle geschlagen!“

Ein paar Tage später griff den lustigen Tänzer, dem der Zufall des Krieges die Freiheit wieder geschenkt hatte, eine junge Russin auf, die mit ihren Bauern als Rächerin des Vaterlandes den aus Moskau flüchtenden Franzosen nachjagte. „Schuft, Räuber, Hentzer auf fremder Erde!“ schnaubte die Amazone ihn an. Kolski sah mit einem Blicke, daß ihm der Tod bevorstand, und antwortete im selben Tone: „Steig mir den Buckel hinauf!“ „Ans Kreuz, du Vieh!“ rief die edle Dame. Die Bauern hingen ihn mit den Armen an zwei jungen Birken auf, ein Riese zerschlug ihm mit seiner Keule die Beine, und die Furie überließ ihn seinem Schicksal.

Eine stillere Natur ist der Rittmeister Zaremba. Weder im gesellschaftlichen Leben noch auf dem Schlachtfelde gönnt ihm das Glück glänzende Triumphe, so treu er überall auch dann noch seine Pflicht tut, als er sich nicht mehr verhehlen kann, daß der Stern Napoleons dem Untergange zueilt. Selbst dieser fast leidenschaftslose Beobachter vermag sich sein Leben und sein Polen, vermag sich sogar den Gang der Welt ohne Napoleon nicht zu denken. Denn Napoleons Name klingt ja von allen polnischen Lippen bis ins ärmste Dorf und ins einsamste Kloster.

Da ist zum Beispiel der kleine, kugelfunde Pfarrer Andreas Ogonczyk Jasolkowski mit dem Doppeltinn und dem roten Gesicht unter dem grauen Scheitel. Rosen und Reseda duften vor seinen weißberhängten Fenstern. Eine große Kaze umstreicht den Lehnstuhl, in dem der müde Herr die Pfeife raucht, und ein Spiz schaut schläfrig zu. Aber wenn in diesen sonnigen Nachmittagsfrieden Frau Broniewicz, die verwitwete Schwester des Priesters, der Organist Bulikowski und der Verwalter Szyzła treten, dann wird der

gute Pfarrer wie jener andere, dessen Woche unsere deutsche Annette geschildert hat, zum feurigen Krieger. Er nimmt die Guitarre von der Wand und singt ein Lied von den spanischen Legionen, oder er erzählt vom Kaiser — und dann erzählt er nicht bloß, dann zieht er in die Schlacht. Das Pfeifenrohr ist sein Degen, ein Stuhl sein Pferd, und er ist Napoleon:

Mir nach! Vorwärts! Kanonen: trrrum, trrrum! Macht nichts! Der Hut flog ihm vom Kopfe, seine Haare flatterten. Macht nichts! Vorwärts, Kinder! sagt er. Mir nach! sagt er, anawang! Marsch! Marsch! Kanonen: trrrum, trrrum! Gewehre: trrrach, trrrach, trrrach! Macht nichts! Hundert Kugeln durchlöchern die Fahnen! Himmlischer Vater! Macht nichts! Der Adjutant Muiron fällt und ist tot, der General Vignolles fällt und ist verwundet. Macht nichts! Die Brücke: krrrach, krrrach! Kanonen: trrrum! Gewehre: trrrach, trrrach! Macht nichts! Weiter! Mit der Fahne in der Hand! Vorwärts, vorwärts, vorwärts! . . .

Die hagere, runzelige Frau Broniewicz ließ den Strickstrumpf auf die Knie sinken, der Verwalter Szyjska rollte wild die Augen, der Organist Bulikowski lächelte verdutzt über so viel Tapferkeit und wurde aus Angst immer kleiner. Denn die ganze Pfarrstube, das Sofa, die Stühle, der Eßtisch, der Speiseschrank mit dem Käse und dem Gänsebraten, die Truhe mit den Tischtüchern, der Leinenschränk, die Blumen vor dem Fenster — alles war voll von rasselnden, dröhnenden, brüllenden, donnernden Kanonen, von Gewehrsalven, von Kommandorufen und vom Behegeschrei der Verwundeten. Es wurde dunkel vor Staub und Pulverrauch.

Der Adel schloß sich der allgemeinen Begeisterung nicht ungeteilt an. Im Mai 1812 hatte Napoleon im ehemaligen Posener Jesuitenkolleg gewohnt und dort beim ersten Empfang auf die Magnaten den Eindruck eines unliebenswürdigen Emporkömmlings gemacht. Besonders die Damen waren über seine Bemerkungen entsetzt. In Wilna wurde einige Wochen später die Enttäuschung, auch die auf seiten des Kaisers, noch peinlicher. Unter den litauischen Großen hatte sich eine Gruppe gebildet, die für ihre engere Heimat das Heil weder vom französischen Kaiserreiche noch von der ungewissen Zukunft der polnischen Krone, sondern von den landesväterlichen Absichten Alexanders I. erwartete. Aber selbst in den vornehmsten Familien zählte Napoleon bewundernde Anhänger, und auf die Masse des niedern Adels blieben die russenfreundlichen Magnaten und die gekränkten Damen ohne Einfluß: die galten vielmehr als Verräter der polnischen Sache und wurden bedauert oder verachtet. Die Herzen des Landes schlugen für das polnische Heer, und das stand unter den Fahnen jenes Gewaltigen, der

den Polen als Unterpfand ihrer vollen Befreiung das Großherzogtum Warschau geschaffen hatte und um dessen Haupt trotz Rußlands die unvergleichlichen Schlachten bei Lodi und Marengo, bei den Pyramiden und bei Austerlitz, bei Jena und Wagram „wie goldene und purpurne Flügel rauschten“.

Ein litauischer Landadelmann stellte dem Kaiser seine beiden Söhne vor und sagte mit zitternder Stimme: „Als schlichter Edelmann habe ich nichts, womit ich für die Ehre danken könnte, daß ich den größten Mann der Geschichte, den mächtigsten Herrscher, der je gelebt hat, in meinem Hause habe beherbergen dürfen. Daher bitte ich armer Vitauer vom Namen Ew. Majestät, diese meine Söhne in Ihr Heer aufnehmen zu wollen. Mögen sie dienen, mögen sie kämpfen, mögen sie auch sterben . . .“ Vor Schluchzen stockte die Stimme des Alten. Napoleon schaute auf die blonden Junker, deren blaue Augen leuchteten, und sagte: „Gut, ich gebe sie Ihnen als Offiziere zurück. Sie werden stolz sein, daß sie unter mir gedient haben.“ Sie kamen nicht wieder — der russische Schnee deckte ihre Leichen zu.

Die wunderschöne Theresie Mirska riß die blühenden Rosen von ihrem Nieder und warf sie Napoleon zu Füßen. Ihr Herz gehörte heimlich dem Fürsten Michael Oginski. Seine Frau konnte sie nicht werden, seine Geliebte sein wollte sie nicht. Und als Oginski trotz ihres Flehens auf die Seite Rußlands trat, vermochte sie diesen Schritt nur als eine schwere Sünde gegen das Vaterland zu betrachten. Für diese Sünde wollte sie büßen. In schwarzem Kleide folgte sie dem Heere Napoleons nach Moskau und pflegte mit übermenschlicher Ausdauer die Verwundeten, bis sie auf dem schrecklichen Rückzug in eifriger Öde entkräftet liegen blieb. Ein Biß in die Gurgel weckte sie aus ihrer Ohnmacht. Sie hatte nicht mehr die Kraft zur Abwehr. Wilde Hunde zerrissen sie.

Niemand vereinigte in so strahlender Herrlichkeit alles, was Polen für Napoleon empfand, als Fürst Josef Poniatowski. An der Spitze von 36 000 Polen hatte er den Zug nach Rußland begonnen. Tausende waren in Kämpfen und Entbehrungen umgekommen. Die wachsende innere Unruhe des Kaisers war dem Fürsten nicht entgangen. Das war nicht mehr die zukunftsfrohe Kraft der Tage von Lodi und Marengo und nicht mehr der Adlerblick von Austerlitz. Es wurde Abend, und es drohte Nacht zu werden. In goldener Wiege lag arglos ein geliebtes Kind, über dem die Kronen von halb Europa schwebten, während den Schöpfer dieser Kronen ein paar hundert losgelassene Verbrecher mit ihren Brandfakeln aus Moskau

vertrieben. Murren, Flüche, Frost und Hunger, Wunden und Leichen, hunderttausend gräßliche Gestalten jagten den Eroberer, der vom Ganges geträumt hatte, über die Beresina einem Frankreich zu, vor dem er heimlich zitterte. Dann blitzte wieder ein mächtiger Gedanke durch seine Seele, ein ungeheurer Troß riß ihn empor: er brauchte ja nur zu wollen wie ehemals, und seine Faust führe von neuem zermalmend auf Fürsten und Völker nieder. Aber seine Marschälle wurden nicht mehr wie früher durch den sieghaften Zauberklang unwiderstehlicher Befehle gebannt, so daß dem Kaiser vor Schmerz und Wut jenes Wort entfuhr, das allein schon ein verlorenen Krieg war: „Ich habe keine Generale mehr!“

Für Poniatowski dagegen schwebt um Napoleon noch immer etwas, was ihn nicht schlafen, nicht ruhig essen und atmen läßt. Mögen andere Polen klügere Politiker sein, mögen die liebsten Freunde den Hoffnungen so langer Jahre und so vieler Kämpfe entsagen — er vermag es nicht. Er ist der Neffe des letzten polnischen Königs und er ist mit jeder Faser Soldat: er kann für Napoleon und für Polen sterben, aber ohne sie leben kann er nicht. Er fühlt die Schatten niedersinken. In einsamen Nächten zieht der Hauch seines wilden Lebens durch seine Erinnerung. Er ist der kühnste polnische Ulan gewesen, aber auch der ärgste Warschauer Don Juan. Nun betet er zu Maria um Hilfe in der Stunde seines Todes. Es überkommt ihn ein Gefühl wie vor seiner ersten heiligen Kommunion. Für Polen zu sterben ist eine große Sache. Wenn er fällt, soll der stumme Wartalowicz den Ulanentschafto ihm vom Kopfe reißen und nach Krakau in den Königsdom auf dem Wawel bringen; denn sein Tschafo ist jetzt Polens einzige Krone.

Und so sprengt er an der Spitze seiner Ulanen in den letzten Kampf, um den Rückzug Napoleons aus Leipzig zu decken. Sie rasen wie Löwen, doch die Übermacht ist zu groß. Die Getreuen raten ihrem Führer, sich für das Vaterland zu retten, sich zu ergeben. Aber wie kann er sich ergeben? In seiner verwundeten Brust leben tausend Jahre polnischer Geschichte. Aus den Gräbern auf dem Wawel sieht er die Schwerter aller Könige Polens blitzen. Mit röchelnder Stimme spricht er das unbeugsame Wort: „Gott hat mir die Ehre Polens anvertraut, Gott allein gebe ich sie zurück!“ Dann stürzt er sich von neuem auf den Feind. Vergebens versucht er mit seinem Pferde die Elster zu durchschwimmen, vergebens versucht sein französischer Adjutant, ihn ans Ufer zu bringen — beide ertrinken. Der Tschafo, den Polens Hoffnungen umleuchten, treibt auf den blutigen Wassern.

Das ist Koniec epopei — der Ausklang eines Heldenjanges.

In den Tagen, wo als Erben dieser Helden polnische Regionen wiederum gegen Rußland kämpfen, gewinnen die alten Zeiten einen wunderbaren Glanz. Und so wunderbar wie kaum jemals ergreift inmitten des Weltkrieges die Jahrhundertfeier des gewaltigen Schlachtenkaisers, der wie kein anderer Mensch die weltgeschichtliche Bedeutung der Kriegesschrecken in furchtbarer Herrlichkeit verkörpert. Sein strenger und geistesmächtiger Zeitgenosse Joseph de Maistre, der ihn nicht eigentlich groß nennen wollte, weil Größe eine sittliche Höhe voraussetze, an die Napoleon nicht hinanreiche, schrieb im Juli 1807 an den Marquis d'Aray: „Bonaparte läßt in seinen Papieren schreiben, er sei der Gesandte Gottes. Nichts ist wahrer als das, Herr Graf. Bonaparte kommt unmittelbar vom Himmel — wie der Blitz.“ Wie Blitze flammten seine Schwerthiebe durch den versuchten Himmel Europas, zerstörend, aber auch läuternd. Seine Eroberungen sind mit ihm zusammengebrochen, das aus Schlachten geborene Friedenswerk seiner Gesetzgebung und Verwaltung steht noch heute.

Jakob Overmans S. J.